Eine Grafentochter.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

(7. Fortsetzung)

So war er mehr als je zuvor, beinahe täglich, mit Melitta zusammen, sowohl allein und im größeren Kreise im Dogat'schen Hause, als an ihrer Seite im Theater, in Conzerten, im Park. Es war ein süßes Glück für ihn und er genoß es in vollen Zügen; von Tag zu Tag sah er der Entscheidung entgegen, er fühlte ihre Nothwendigkeit, er empfand, daß er wie im Wahnsinn dahin lebte, daß er sein eigenes Herz zerfleischte und eine Sünde an Melitta beging—und dennoch, es war eine berauschende Seligkeit, an dem Liebesblick ihrer Augen zu hängen, zu sehen, daß sie um ihn litt, daß der jähe Wechsel seiner Empfindungen, vom himmelhochjauchzenden Glück bis zu höchster Verzweiflung, sich auf ihrem theuren Antlitz in Lächeln und bangem Schmerz wiederspiegelte. Es war ein grausames, selbstquälerisches Spiel und dennoch war er nicht stark genug, davon zu lassen.

15.

Es war gegen das Ende der vierten Woche; Joachim hatte nach einer schlaflosen Nacht den Tag über anstrengenden Dienst gehabt und kam erschöpft nach Hause.

Als er die Thür seines Zimmers öffnete, erhob sich eine männliche Gestalt vom Sofa; er wußte, es war Leo, obgleich ihm der Bruder in den Jahren der Trennung auch äußerlich so fremd geworden, daß er ihn nicht mehr erkannt hätte. Die stramme militärische Haltung, die starken Züge, welche ohne irgend welche geistige Belebung nur große Energie ausdrückten, hatten von vornherein etwas Abstoßendes für Joachim.

Der Gruß und Händedruck, den die Brüder tauschten, war kühl. Joachim fühlte nichts von brüderlicher Freude, von irgend einer weichen Wiedersehensstimmung, er dachte nur: Jetzt naht dein Schicksal.

„Du hast es nicht für nöthig gehalten, meinen Brief zu beantworten," begann Leo das Gespräch, „so schien es mir nutzlos, noch einmal zu schreiben, und ich durfte die Kosten der weiten Reise nicht scheuen, obgleich sie mir natürlich nicht leicht sind."

„So hättest Du sie sparen sollen," erwiderte Joachim achselzuckend.

„Du weißt, daß ich auf den ausdrücklichen Wunsch der Eltern komme. Vielleicht ist es ja auch für mich leichter, als für Dich, diese schlimme, gänzlich verfahrene Angelegenheit zu ordnen, obgleich jeder Tag Aufschub die Sache natürlich erschwert hat. Es scheint, Du hast meinen vernünftigen Rath, Dich mit dem Mädchen auseinanderzusetzen, nicht befolgt, sonst hättest Du mich doch wohl benachrichtigt."

„Dein Rath ging von falschen Prämissen aus — Therese ist meine Braut, und ich werde sie heirathen."

„Du kannst es nicht ernstlich meinen, Deine Zukunft, Deine Karriere, Deine Pflichten als Sohn und Bruder an eine Dirne wegwerfen zu wollen."

„Du vergißt, von wem Du sprichst," brauste Joachim auf, „wage es nicht, die Ehre meiner Braut anzutasten, sie ist unschuldig und rein."

„Wirklich?" fragte Leo ungläubig, „es ist natürlich, daß man Zweifel darüber hegt. Dein Ehrenwort darauf?"

„Ich hätte Lust, es Dir zu verweigern, da Du kein Recht zu solchen beleidigenden, inquisitorischen Fragen hast — doch um Theresens willen, ja, mein Ehrenwort."

Leo athmete tief auf und streckte Joachim die Hand entgegen. „So macht sich Alles tausendfach besser, als ich fürchtete. Was Du da von Heirath sprachst, ist ja eine einfache Unmöglichkeit. Du kannst nicht um der Uebereilung einer Stunde willen Dich von Deiner Familie, Deiner Vergangenheit und Zukunft lösen."

Joachim hatte die dargebotene Hand nicht angenommen. „Wie oft soll ich Dir wiederholen, daß ich Therese heirathen werde," rief er heftig, um so heftiger, je süßer die Stimme der Versuchung in seinem Ohre klang: Jetzt könntest du dich frei machen!

„Zu ihrem Vater kann das Mädchen jetzt natürlich nicht mehr zurück," fuhr Leo fort, ohne Joachim's Einwurf zu beachten, „der Zeitpunkt ist verspätet, es würde auch in der Stadt ein Gerede geben, das um jeden Preis vermieden werden muß. Ich habe mich in meiner Garnison umgethan, eine Verwandte meiner Wirthin hat ein kleines Blumengeschäft, in dem sie eine Hilfe brauchen kann. Sie ist bereit, das Mädchen zu nehmen, ihr auch Wohnung und Kost zu geben; ich habe dort gesagt, daß meine Schwestern sich für sie, die sie von Kindheit an kennen, interessiren, und daß ein Zerwürfniß mit ihrem Vater ihre Entfernung wünschenswerth mache. Ich darf mir solche Empfehlung erlauben, da meine moralische Solidität über jedem Zweifel erhaben dasteht, und kann sie ihr ja nun, nach Deinen Versicherungen, um so ruhiger zu Theil werden lassen. Du wirst natürlich wünschen, daß ich mit dem Mädchen verhandle; wo hast Du sie untergebracht?"

Leo's kühle, geschäftsmäßige Art reizte Joachim von Augenblick zu Augenblick mehr; gerade weil für ihn eine gewaltige Verlockung darin lag, sich von des Bruders Hand die Fesseln lösen zu lassen.

„Ich verbiete es Dir, über Therese wie über eine Sache zu sprechen, über die Du nach Deinem Willen verfügen kannst," brach er leidenschaftlich aus.

„Du kannst nicht verlangen, daß ich eben eine besondere Rücksicht auf ein Mädchen nehme, das einem Manne nachgelaufen ist, der niemals eine Ehe mit ihr eingehen kann," entgegnete Leo achselzuckend, „überdies wenn dieser Mann mein Bruder ist, dessen ganzes Leben sie zu verpfuschen gesonnen ist."

Joachim hatte eine Elfenbeinfalze von seinem Schreibtisch ergriffen und schlug mit nervöser Heftigkeit damit auf die Platte desselben.

„Du wirfst, Du stellst die Sache auf den Kopf," sagte er mit zornbebender Stimme, „ich habe von Therese verlangt, daß sie das Haus ihres Vaters verlasse, ich habe verlangt, daß sie mir hierher folge, ich habe eine mir befreundete, würdige Familie gebeten, sie aufzunehmen, bis ich in der Lage sein werde, sie zu heirathen. Daß das bisher noch nicht geschehen, daß ich noch keinen Schritt gethan habe, aus einem Stande zu scheiden, der es einem Manne unmöglich macht, ein unbescholtenes Mädchen zur Gattin zu nehmen, nur weil es nicht der bevorrechteten Kaste angehört, das habt Ihr verschuldet, Ihr allein, weil ich schwach genug war, den rührenden Bitten der Mutter nachzugeben und zu versprechen, mit jedem entscheidenden Schritt auf Dein Kommen zu warten, und weil Du dann nicht kamst, wahrscheinlich in der Hoffnung, mich damit zu ermüden, mich muthlos, überdrüssig zu machen, so daß ich selbst, ohne Eure Beihilfe, das unglückliche Mädchen verlassen, in ihr Elend zurückstoßen, sie dem rohen Patron überliefern würde, an den sie dieser rechtschaffene, brave, gepriesene Vater verkaufen will. Doch Ihr habt Euch in mir geirrt, ich bin kein solch' nichtswürdiger Schwächling, ich werde sie und mich nicht knechten lassen, ich werde den Kampf gegen die ehernen Bande zu Ende führen, mit denen ungerechte und unerträgliche Satzungen die nach Freiheit und Glück dürstenden Seelen eingeschnürt haben; die ganze Menschheit soll frei und glücklich werden und ich will ihr zu diesem Recht verhelfen."

Er hatte sich in eine immer wildere und sinnlosere Leidenschaft hineingesprochen, seine Augen flammten, seine Wangen glühten, und die zitternden Hände brachen zuletzt mit einem jähen Ruck das Falzbein mitten durch.

Leo hatte diesem überraschenden Ausbruch erstarrt zugehört, jetzt trat er dicht vor Joachim hin und sagte: „Du sprichst wie ein Wahnsinniger, Deine sinnlose Heftigkeit gab Dir Worte ein, von denen Du selbst nichts weißt. Beruhige Dich erst, dann werden wir uns besser verständigen."

Joachim warf die Elfenbeinstücke, die er noch in der Hand hielt, zu Boden. „Nie, nie, nie!"

„So will ich Dich zur Besinnung bringen," entgegnete Leo, während er seine Handgelenke fest umspannte und ihn dadurch zwang, ihm gegenüber stehen zu bleiben, „will Dir in's Gedächtniß rufen, was Du, der Du die Ehre hast, den Rock des Kaisers zu tragen, diesem Rock schuldig bist, will Dich daran erinnern, daß man ihn nicht leichtsinnig, wie ein verbrauchtes Kleidungsstück, fortwirft, einer plötzlichen, aufflammenden Leidenschaft, oder einiger thörichten, vaguen Ideen von Menschenrechten und dergleichen willen. Muß ich Dich erst an Deine Pflichten als Offizier mahnen? Hast Du Dich aber auch so weit verirrt, daß Du Deine Pflichten als Sohn und Bruder nicht mehr kennst? Muß ich Dich erinnern, welche Opfer es den Vater gekostet, uns Beiden die ehrenvolle Offiziers-Karriere zu ermöglichen, und wie er Alles daran gewandt, in dem Vertrauen darauf, daß wir ihm diese Opfer lohnen und dereinst, wenn er, der jetzt bald an der Grenze des Lebens steht, die Augen schließt, für die Geschwister einstehen, an seiner Stelle für sie sorgen werden? Du hast ihm ebenso gut als ich Dein Wort gegeben, die Schwestern nicht zu verlassen, ihnen als treuer Bruder zur Seite zu stehen, und wenn Du jetzt meinst, jenem Mädchen Dein Wort nicht brechen zu dürfen, so sage ich Dir, daß jenes Wort das erste und heiligere war, und daß Du es halten mußt."

Joachim hatte grübelnd an seiner Lippe genagt.

„Weiser Mentor, ich brauche Deine Vorhaltung nicht, ich kenne ebenso gut wie Du die Gebote von Ehre und Pflicht, wenn die meinen auch anders heißen als die Deinen," warf er höhnisch hin.

Leo hatte seine Hände losgelassen. „Gut denn, wenn Deine Ehr- und Pflichtbegriffe so verwirrt sind, so verweise ich Dich auf Deine Armuth. Wovon willst Du leben, wie eine Familie erhalten? Du bist mehr verwöhnt als Du glaubst, hast stets etwa das Doppelte von dem verbraucht, was ich bedarf."

„Ist das der Grund Deiner sittlichen Entrüstung gegen mich!" spottete Joachim, „daß ich einige Thaler mehr aus der Tasche des Vaters bekommen habe als Du? Beruhige Dich, fortan werde ich Dir nicht mehr im Wege sein, ein Mann wie ich wird allemal seinen Platz finden, ich werde mit meinen Fähigkeiten vollkommen im Stande sein, für meine Frau und mich zu sorgen. Der Arme soll keinen Willen, kein Herz, keinen Kopf haben, alles Hohe und Heilige soll er dem harten Muß, dem Zwang, der ihn bindet, unterordnen, so lauten die grausamen Weltgesetze, die ein Hohn auf die Menschennatur sind, und ich werde helfen, sie von diesem Zwang zu erlösen."

„Auf Deine beleidigenden Beschuldigungen antworte ich Dir nicht," erwiderte Leo mit derselben überlegenen Ruhe, nur das Zucken seiner Hand, mit der er die Lehne eines Stuhls umklammert hielt, zeugte von innerer Erregung. „Ich gebe es überhaupt auf, ferner mit Dir zu verhandeln — einem Sinnlosen Vernunft zu predigen, wäre ein thörichtes Unternehmen. Ich stehe hier als Dein älterer Bruder, an Stelle unseres Vaters, und werde es nicht dulden, daß Du Deine — unsere Ehre befleckst, Deine Zukunft ruinirst, ich werde Dich wider Deinen Willen retten."

„Wage es, etwas gegen meinen Willen zu thun!" drohte Joachim.

„Drohungen schrecken mich nicht," erklärte Leo, „wo ich weiß, meine Pflicht zu thun. Einem Wahnsinnigen, dem man die Waffe, mit der er sich tödten will, aus der Hand reißt, fragt man deswegen auch nicht um Erlaubniß. Adieu."

Er griff nach seiner Mütze und wandte sich zum Gehen.

„Leo!" schrie Joachim auf.

Er sah sich noch einmal um, maß ihn mit einem kühlen Blick und verließ das Zimmer.

Joachim blieb in einem Sturm widersprechendster Gefühle zurück. Maßlose Empörung gegen Leo und das wilde Verlangen, die Macht seines Wollens und Könnens dem Widerstande gegenüber zu zeigen, stritten mit der, mit tausend süßen Stimmen zu ihm flüsternden Verlockung, den Bruder gewähren zu lassen, dann frei zu sein und doch vor sich selbst, vor Therese und Haftner's die Entschuldigung zu haben, daß Leo selbstständig, trotz seines Verbotes, gehandelt habe. Das Blut jagte in diesem Aufruhr der Gefühle wild durch seine Adern, ihn dünkte, es müsse seine Bande sprengen, wenn er sich nicht Luft schaffe. Er trug noch den Degen an der Seite, mit zitternden Händen griff er nach der Mütze und stürmte, wie von Furien gejagt, die Treppe hinab, auf die Straße. An der Hausthür stieß er auf Haftner; er prallte erschrocken zurück.

„Ist Ihnen mein Anblick so — unangenehm?" fragte dieser mißtrauisch.

„Verzeihen Sie, ich — war zerstreut — aufgeregt — der Begegnung nicht gewärtig. Sie wollten zu mir — ich kehre mit Ihnen um — mich verlangte nur nach Luft — da oben ist es schwül."

„So lassen Sie uns draußen bleiben," meinte Haftner, „ich bin auf dem Wege zu einer Arbeiterversammlung und habe nicht viel Zeit. Wir können ebenso gut auf der Straße mit einander reden."

Er machte eine Pause. Joachim öffnete zwei Knöpfe seines Waffenrockes und lüftete seine Mütze, um sich die erhitzte Stirn zu kühlen.

„Sie haben Fräulein Borchardt in mein Haus gebracht," fuhr Haftner fort, „und mir damit zur Pflicht gemacht, sie unter meinen Schutz zu nehmen und ihre Rechte zu wahren. Vier Wochen sind seitdem vergangen, das Mädchen vergrämt sich und fängt an zu fürchten, daß Sie ihrer überdrüssig sind; beruhigen Sie sich," schaltete er ein, als Joachim heftig auffuhr, „kein Wort der Klage kommt über ihre Lippen, aber ich habe Augen zu sehen, und bleiche Wangen, geröthete Lider und gedrückte Stimmung reden deutlicher als Worte. Sie haben, wie es scheint, noch keinen Schritt gethan, der die Sache ihrer Entscheidung näher führte. Vor vier Wochen wäre es noch möglich gewesen, das Geschehene auszugleichen, jetzt sehe ich keine Möglichkeit mehr, die nicht Theresens Ehre, vielleicht ihr Leben kostete. Daran wollte ich Sie erinnern, Herr von Steinitz."

„Ich bin kein Ehrloser, kein Wortbrüchiger," versetzte Joachim, „Therese wird mein Weib, sie hat mein Wort."

„Auch Ihr Herz?" fragte Haftner ernst.

„Welche Frage!" fuhr Joachim auf. „Weshalb sonst hätte ich sie mit mir genommen!"

„Und Gräfin Melitta Dagot?"

„Was hat sie damit zu thun?"

„Viel; Sie sind täglich in ihrer Gesellschaft."

„Bin ich von Spionen umgeben?" rief Joachim. „Bin ich nicht mehr frei in meinem Thun und Lassen?"

„Theresen gegenüber, nein, Herr von Steinitz, ich spreche nur als der Vertreter ihrer Rechte, zu dem Sie selbst mich gemacht haben, indem Sie sie in mein Haus brachten. Das Mädchen liebt Sie — tief und leidenschaftlich, sie würde an dieser Liebe zu Grunde gehen, wenn Sie sie verließen."

„Nie — niemals — ich danke Ihnen —"

Haftner drückte kräftig seine dargebotene Hand. „So zögern Sie nicht länger mit einem entscheidenden Schritt. Leben Sie wohl, dort ist das Versammlungslokal."

„Ich begleite Sie," rief Joachim.

Haftner stutzte. „Nicht doch, Herr von Steinitz, in der Uniform ist das unmöglich."

„Weshalb? Es entscheidet Alles mit einem Schlage. Ich will der Welt zeigen, wohin meine Zukunft gehört — Sie wissen, ich will und muß diesen Rock ausziehen — Gleichheit — ein Recht für Alle, das Recht zu Glück und Genuß, ich will es erkämpfen helfen."

„Herr von Steinitz, Sie sind außer sich, in solcher Stimmung thut man keinen Schritt, der nicht mehr rückgängig zu machen ist."

„Lassen Sie mich, alles Große geschieht in der Exaltation! Die Leidenschaft ist die Mutter alles Hohen und Schönen — weg mit des Gedankens Blässe — kommen Sie!"

„Herr von Steinitz —"

„Machen Sie mich nicht toll mit Ihrem Widerspruch, bin ich denn dazu verdammt, heute überall einem Mentor zu begegnen — ich will."

Er eilte vorwärts und hatte noch vor Haftner das Lokal betreten.

16.

Am nächsten Morgen erwachte Joachim mit einem wüsten, schweren Kopf; er hatte nur wenige Stunden, zwar tief, aber unerquicklich, in Kleidern, auf dem Sofa geschlafen. Es war noch früh, kaum 6 Uhr. Er stützte den Kopf in die Hand und sann. Er versuchte die wirren Bilder des gestrigen Abends in sich zu ordnen, doch gelang es ihm nicht. Es war ein wüstes Durcheinander und lautes Geschrei gewesen, einige rohe Gesellen hatten ihn zuerst nicht in der Versammlung dulden wollen, dann hatte er mit ihnen geredet—er hätte nicht mehr zu sagen vermocht, was — er wußte nur, daß seinen Worten ein Hurrahrufen und Handschütteln mit ihm gefolgt war; dann waren Reden gehalten, auch Haftner hatte gesprochen—er erinnerte sich keines Wortes dieser Reden, hatte vielleicht auch gar nicht darauf gehört; dann hatte er selbst die Rednerbühne besteigen wollen, Haftner hatte ihn aber, halb gewaltsam, daran verhindert, dennoch hatte er geredet zu den zunächst um ihn Stehenden von Freiheit, Gleichheit, von dem natürlichen Rechte Aller auf Glück und Genuß, von der Nothwendigkeit, die großen Arbeitsmittel zum Eigenthum der Gesammtheit zu machen—so ungefähr war es—es war ja auch seine heilige Ueberzeugung, für die er einstehen, die er mit seinem ganzen Leben vertreten wollte; man hatte ihm zugejubelt und sein Name war von Mund zu Mund gegangen. Er hatte auch viel Bier getrunken, weit mehr, als er gewohnt war, und davon wohl war ihm der Kopf so schwer.

Er trat an das Fenster und stieß es weit auf, daß ihn die frische Herbstluft umwehte; er ging einige Male in dem Zimmer auf und ab, dann badete er den Kopf in frischem Wasser und warf sich an den Schreibtisch.

Zuerst setzte er sein Abschiedsgesuch auf, dann schrieb er einige Zeilen an Leo. Er fühlte in sich nicht die Kraft, ihn noch einmal zu sehen, ihn erfüllte etwas wie Haß gegen diesen normalen Menschen, dessen Lebensgang so glatt und ruhig dahinlief und der es wagte, ihm mit kühler Ueberlegenheit Vorschriften zu machen. Er theilte ihm mit, daß er gestern unwiderruflich über sein Schicksal entschieden habe, da er nicht der Mann sei, sich durch brüderliche Gewalt zwingen zu lassen.

Dieser Brief war seiner Seele eine Befreiung gewesen, er hatte darin all' der heißen Empörung, dem in ihm wühlenden Groll Ausdruck gegeben, jede Zeile war von Zorn durchtränkt. Er meinte jetzt wieder athmen zu können—und doch nicht—nein—Melitta! Sollte er erwarten, daß die Kunde über ihn, vielleicht entstellt, zu ihr drang, sollte er einfach dem Dagot'schen Hause fern bleiben, oder sollte er es darauf ankommen lassen, daß der Graf selbst ihm seine Schwelle verbot? Sollte er versuchen, Melitta zu erklären, wie Alles gekommen—ja, konnte er denn das — war etwas zu erklären — eben ihr—die sie—ach!

Er stöhnte laut auf und warf sich in den Stuhl, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

Vielleicht war es am besten, wenn er auch ihr schrieb, und zwar gleich.

Schnell waren die ersten Worte auf das Papier geworfen, dann stockte seine Feder — so ging es nicht! Das Blatt wurde zerrissen, dem ersten folgte ein zweites, ein drittes, und noch eines, dann sprang er auf — nein, er konnte nicht schreiben! So mußte er hingehen, noch einmal ihre Stimme hören—zum letzten Mal!

Melitta saß in ihrem Zimmer; sie hatte eine Zeichnung, die sie längst begonnen, zu vollenden versucht, sie hatte einen neuen Roman, der ihr als besonders interessant gerühmt worden, zur Hand genommen, dann Goethe's Gedichte, die ihr doch noch immer Geist und Seele ganz gefangen genommen hatten — sie hatte Alles wieder fortgelegt, sie war zerstreut, verstimmt, aufgeregt; sie fühlte es nur zu gut, sie war nicht mehr dieselbe, das Gleichgewicht ihrer Seele, die glückliche Heiterkeit ihres Temperaments, die ruhige Sicherheit ihres Wesens waren dahin! Joachim's wechselnde Stimmungen, die Ungleichheit seines Verhaltens, auch zu ihr, die stete Spannung, mit der sie seinem Kommen entgegensah, ihn beobachtete, seine überströmende Heiterkeit und dann wieder seine tiefe Melancholie und grenzenlose Bitterkeit empfand, Alles das machte sie elend, sie fühlte, es mußte zu Ende kommen. Und doch, so leicht sie es sich früher gedacht, endlich selbst das entscheidende Wort zu sprechen, zu dem er nicht den Muth fand, diesem stürmischen, unklaren, unverständlichen Wesen gegenüber vermochte sie es nicht. An jedem Morgen fragte sie: wird es heute sein? und jeden Abend beschloß sie mit einem tiefen, beklommenen Seufzer.

In dieser erregten und erwartungsvollen Stimmung erschreckte sie es fast, als der Diener Herrn von Steinitz bei ihr meldete. „Die Frau Gräfin sei noch bei der Toilette," fügte er hinzu. Es war noch weit von der gewohnten Visitenstunde.

„Führen Sie Herrn von Steinitz hier herein," gebot sie.

Noch niemals hatte Joachim dieses Zimmer, das Melitta oft scherzend ihr Allerheiligstes genannt, betreten. Es war mit dem feinen Geschmack einer vornehmen Frau eingerichtet: ein weicher, dunkler Teppich, der den Fußboden bedeckte, Blumen und Palmengewächse und einige schöne, mit Verständniß ausgewählte Gemälde gaben ihm den intimen Reiz, der es von den Gesellschaftsräumen unterschied.

Joachim sah kaum diese Einzelheiten, er fühlte sich nur umweht von dem Veilchenduft, den Melitta besonders liebte und der das Zimmer durchströmte, und hörte ihre Stimme, wie sie herzlich und vielleicht mit etwas erzwungener Heiterkeit sagte: „Willkommen, Herr von Steinitz, hier in meinem eigensten Eigenthum. Gefällt es Ihnen bei mir?"

„Sie sind stets von einer Atmosphäre der Schönheit umgeben, Gräfin, die uns gewöhnliche Sterbliche zu Ihnen wie zu einer Gottheit aufblicken läßt," erwiderte er.

Sollte es ein Scherz oder eine wahr empfundene Huldigung sein, in keinem Fall paßte der Ton dazu.

Melitta hatte zuerst seinen Blick vermieden, als sie jetzt in sein bleiches, erregtes Gesicht sah, fragte sie erschrocken: „Mein Gott, was fehlt Ihnen, sind Sie krank?"

„Nichts, Gräfin, mir war nie wohler, als eben jetzt."

„O, weisen Sie mich nicht mit leeren Worten zurück," rief sie geängstet, „ich habe es seit Wochen, gleich als wir uns wiedersahen, auf Ihrer Stirn gelesen, daß Ihnen etwas fehlt, Sie waren nicht mehr derselbe, selbst Ihre Fröhlichkeit war erzwungen; unzählige Male schon hat die Frage auf meinen Lippen gelegen, und doch wagte ich nicht, sie auszusprechen—nun aber—wir sind allein—Sie sind bei mir — o können sie kein Vertrauen zu mir haben — fühlen Sie nicht, daß ich mit Ihnen leide, daß Sie mich unsäglich quälen?"

Es war so heiß und zärtlich über ihre Lippen gekommen, und was der Mund noch verschwieg, das hatten die angstvoll an ihm hängenden Augen verrathen. Hätte er noch gezweifelt, jetzt hätte er es wissen müssen, daß sie ihn liebte.

Er hatte die ihm entgegengestreckten Hände ergriffen und sagte, sie an seine Lippen ziehend, leidenschaftlich bewegt: „Melitta, Sie sind unaussprechlich gütig!"

„O, nicht solche Antwort auf meine Frage," rief sie, „geben Sie mir Wahrheit — ich bitte Sie darum — ich fordere es."

„Sie werden mich verachten, mich von sich weisen, wenn ich rede" — sie schüttelte das Haupt — „es muß ja auch sein."

„Ich hoffe, daß ich Ihnen helfen kann," sagte sie sanft.

Er fuhr mit der Hand über die Stirn und athmete tief auf. „Es ist mit wenigen Worten gesagt: ich bin seit gestern für den Offizierstand, für die Gesellschaft unmöglich geworden; ich habe eine demokratische Arbeiterversammlung besucht, dort geredet von dem, was ich als heiliges Recht aller Menschen erkenne — das Recht auf Besitz, auf Glück, auf Genuß; es ist ja so einfach, so natürlich, in der Brust eines Jeden lebend, das süße Verlangen danach, warum sollten es nur Einzelne befriedigen dürfen, während Andere darben müssen durch ihr ganzes Leben! Aber man darf es ja nicht sagen, so lange man einem bevorrechteten Stande angehört, zumal wenn man seine Abzeichen an sich trägt. Das Alles gährte seit lange in mir, ich empfand den Widerspruch, und nun endlich ist der Würfel gefallen — ich habe bereits meinen Abschied eingereicht."

Er hatte abgebrochen und leise, als ob ihm jedes Wort schwer werde, gesprochen. Er sah, wie Melitta zitterte, wie sie erröthete und erbleichte und die Hände auf das Herz preßte. Als er geendet, erhob sie sich rasch, dann ließ sie sich wieder in den Stuhl zurücksinken.

„O, ich verstehe Sie, ich begreife das Alles," sagte sie, „es sind die edelsten Motive, die reinsten, schönsten Gedanken in Ihnen, Ihr selbstloses, von einer großen Liebe für die Menschen erfülltes Herz kann es nicht ertragen, Andere darben und leiden zu sehen, während Sie selbst genießen; o, ich fühle das, ich habe selbst oft Aehnliches empfunden, wenn auch nicht so klar, so in das unwiderstehliche Verlangen des Handelns umgesetzt, wie Sie. Es ist groß und schön von Ihnen, daß Sie dieses edlen Wohlthuns halber sich selbst vergessen haben; aber dort, wo Sie sich hingestellt haben, ist nicht Ihr Platz. Das arme Volk, das Sie so gern beglücken, das Sie aus seinem Elend erlösen wollen, ist ja selbst viel zu schwach und unverständig dazu, es versteht ja nicht, sich zu helfen, es wählt falsche Wege, es bedarf bevorzugter Geister, die es retten, die in ihrem Kreise helfen, führen, lieben — ach, die ganze Menschheit ist ja viel zu groß, um ihr zu dienen, Jeder in seinem Kreise. Daß Sie Ihren Abschied eingereicht, ist gut; ich habe es ja längst empfunden, daß der Offizierstand Sie nicht befriedigt, Ihre große Seele leer läßt — der Besuch jener Versammlung, o, der läßt sich leicht gut und vergessen machen, er war eine Verirrung, nicht wahr? Sie wußten eben für den Augenblick keinen anderen Weg — aber ich weiß ihn; als Besitzer eines Gutes, als Verwalter einer Fabrik —"

„Melitta, um Gottes Willen, schweigen Sie!" unterbrach er sie.

„Da finden Sie die Stelle Ihres Wirkens," fuhr sie fort, ohne seinen Ausruf zu beachten. „Da können Sie Hunderte beglücken, für Ihr Wohl sorgen, Ihnen helfen, sich aus der Tiefe emporzuarbeiten, zu einem freundlichen, lebenswerthen Dasein, da können Sie alle Ihre schönen, humanen Ideen, Alles was von Großem und Gutem in Ihrem Herzen lebt, zur Wirklichkeit machen. O, glauben Sie nur, wir machen Alles gut, was Ihnen jetzt unmöglich scheint, wenn Sie es in meine Hand legen — und nicht wahr, — Joachim — das wollen Sie doch?"

Sie hatte glühend, mit immer gesteigerter Erregung, hoffend, bebend, hingebend und doch, wenn sie in seine zerstörten Züge blickte, von einer unsäglichen Angst gequält, gesprochen.

Einige Minuten herrschte tiefstes Schweigen, Joachim hatte, schwer athmend, die Hand über die Augen gedeckt, Melitta's Blick hing gespannt und angstvoll an ihm.

Dann raffte er sich auf, und sich erhebend sagte er mit bedeckter Stimme, der er vergebens volle Festigkeit zu geben trachtete:

„Haben Sie Dank, Gräfin, für alles Große und Schöne, das Sie mir mit freigebiger Hand bieten, doch ich bin noch mit anderen Banden an das ringende und kämpfende Volk gefesselt, stehe in seiner Mitte als Einer, der zu ihm gehört — ich bin verlobt."

Melitta fuhr empor. Eine heftige Röthe flammte in ihrem Gesicht auf, ihre Lippen bebten. „Verlobt? seit wann? mit wem!"

„Seit vier Wochen. Mit Therese Borchardt, der Tochter eines armen Tischlers in meiner Heimath. Um sie vor ihrem Vater zu retten, der sie zu einer verhaßten Ehe zwingen wollte, habe ich sie mit hierher genommen und sie, bis zu unserer Verheirathung, der Mutter meines Freundes, des Architecten Haftner, übergeben. Wir kannten und — liebten uns seit unseren Kindertagen. Nun wissen Sie Alles, Gräfin."

Melitta hatte sich hoch aufgerichtet und stand ihm mit der Haltung einer Fürstin gegenüber.

„Das ändert freilich Alles; wir hätten vielleicht erwarten dürfen, daß Sie uns diese Mittheilung früher machten. Vergeben Sie, daß ich Ihnen einen Rath aufdrängen wollte, der von Ihnen nicht begehrt wurde und sehr übel paßte. Werden Sie glücklich, das ist nun mein einziger Wunsch für Sie."

„Gräfin!" rief er, auf sie zustürzend. Ein hoher, vorwurfsvoller Blick traf ihn, er redete nicht weiter und trat zurück; „Leben Sie wohl, und wenn Sie können — hassen Sie mich nicht!"

Sie neigte mit einem stummen Gruß das Haupt; er wandte sich in der Thür noch einmal um, sie stand in derselben hoheitsvollen Haltung — die Thür fiel hinter ihm zu. —

Einige Wochen lang bildete Joachim von Steinitz das unerschöpfliche Gesprächsthema in dem Kreise, dem er so lange angehört hatte. Einige bedauerten ihn, weil er einer geschickten Verführung zum Opfer gefallen sei, Andere meinten es bereuen zu müssen, ihn so lange als Schooßkind einer Gesellschaft behandelt zu haben, der er seiner Gesinnung nach nicht würdig gewesen sei, anzugehören. Man erzählte viel von ihm, Wahres und Unwahres, Geschehenes und Erdachtes, tadelte und entschuldigte ihn und war im Ganzen nicht unzufrieden, einen so pikanten Unterhaltungsstoff gefunden zu haben.

Melitta ertrug die Qualen dieser Wochen mit der Würde einer vornehmen Natur. Man hätte nicht zu bemerken vermocht, daß sich die gastfreie Geselligkeit in dem Dagot'schen Hause auch nur um ein Atom vermindert oder geändert hätte, daß Melitta weniger sicher und selbstbewußt den Mittelpunkt des jugendlichen Kreises gebildet, daß die heiteren Worte weniger rasch von ihren Lippen geflossen wären.

Wagte es hier und da einmal spöttische Neugier, mit scheinbarer, lauernder Theilnahme zu bemerken: sie sehe so bleich aus, ob sie etwa leidend sei? so versicherte sie nur lächelnd, sie fühle sich vollkommen gesund, doch sei es wohl natürlich, daß dem Landkinde allmählich die Stadtluft die rothen Wangen raube. Es sei ein recht böser Zufall gewesen, der sie im Sommer gezwungen, so bald von Hohensichte zurückzukehren.

War sie Zeugin jener anfangs so häufigen Gespräche über Steinitz, so verrieth kein Zucken der Wimper, was sie litt, und ihre Stimme klang klar und ruhig, wenn sie erklärte, überzeugt zu sein, daß nur edle Motive ihn geleitet haben könnten, da eine große und reine Natur wie er niemals sich selbst untreu werden könne.

Was sie in der Einsamkeit ihres Zimmers litt, wie viele Thränen das Dunkel der Nacht verhüllte, wußte Niemand.

Die Gräfin hatte bei alledem ein Gefühl der Befreiung. Sie hatte nur zu gut gewußt, daß, dem selbstständigen Charakter Melitta's gegenüber, die Eltern sich ihrem Willen fügen mußten. So war es ihr beruhigend, daß von Steinitz keine Gefahr mehr drohte und sie dadurch der Erfüllung ihres Lieblingswunsches, der Verbindung Melitta's mit Ulrich, wieder um einen großen Schritt näher gerückt war. Doch empfand ihr mütterliches Herz jetzt zu theilnehmend Melitta's Schmerz, um ihr nun schon von Neuem dieses Heirathsprojekt nahe zu bringen. Ueberdies schien es ihr um der Welt willen richtiger, nichts Auffälliges zu thun, nichts, was die hier und da doch wohl auftauchenden Vermuthungen bestätigen konnte. Sie war mit Melitta zufrieden; daß ihr, wenn sie z. B. nach Hohensichte zurückgekehrt wären, eine Menge Qual und Schmerzen erspart werden würde, daran dachte sie nicht, sie kannte nur den Grundsatz: noblesse oblige; die Gräfin Dagot durfte nicht ahnen lassen, daß ein armer, unbedeutender, vermögens- und stellungsloser Offizier es gewagt hatte, ihr eine Tischlerstochter vorzuziehen.

17.

Das Weihnachtsfest war vorüber; am Sylvesterabend erwartete man im Dagot'schen Hause eine größere Anzahl von Gästen. Noch saß der Graf in seinem Zimmer, mit dem Schreiben von Briefen beschäftigt, als ein leises Klopfen an seiner Thür ertönte. Auf sein Herein, trat Melitta über die Schwelle. Sie war schon in Gesellschaftstoilette; der blaßrothe Stoff schien heute einen Widerschein auf ihre sonst so bleichen Wangen zu werfen, einige Rosen schmückten ihr Haar.

Der Graf streckte ihr die Hand entgegen. „Wie schön Du heute bist," sagte er unwillkürlich.

Sie lächelte. „Hast Du ein wenig Zeit für mich, Papa, ich möchte Dir etwas sagen."

„Gewiß, für Dich, mein Kind, immer."

Er schob die Mappe zurück und rückte einen Stuhl an seine Seite. „Willst Du Dich nicht setzen?"

Sie ließ sich nieder und sagte, auf die Papiere deutend: „Du hast wohl eben Abschlüsse gehalten, wie das so der letzte Tag des Jahres mit sich bringt. Siehst Du, Papa, auch ich habe abgerechnet in meiner Weise, mit allerlei Illusionen, Hoffnungen und Wünschen, und das Fazit möchte ich Dir mittheilen. Es lautet: Ich bin entschlossen, Ulrich's Frau zu werden, wenn er mit der herzlich-schwesterlichen Zuneigung, die ich für ihn hege, auch jetzt noch zufrieden sein will."

„Melitta, geliebtes Kind!" rief der Graf erfreut, „das ist ein guter, schöner Entschluß, ein rechtes Neujahrsgeschenk für mich, Deine Mutter — wie glücklich wird sie sein! — und Ulrich. Gott segne Dich dafür! Er wird es, denn als Ulrich's Gattin wird Deine Zukunft eine reich beglückte sein, dessen bin ich sicher."

„Gewiß, Papa," erwiderte sie, „denn Ulrich ist gut und ich bin entschlossen, ihm eine treue und rechtschaffene Frau zu sein."

Der Graf sah ihr prüfend in die Augen. „Das klingt für Deine Jugend recht nüchtern, Melitta, ich hoffe, daß das Leben Dir Besseres bringt."

„Ich sagte Dir ja, Papa, daß ich heute mit allerlei Träumen und süßen Bildern abgeschlossen habe, ich hoffe und wünsche nichts Anderes, als mit einem braven Manne, dem ich gut bin, gemeinsam das Beste zu erstreben."

Der Graf schien etwas erwidern zu wollen, doch sagte er schließlich nur: „Wir wollen über die Zukunftshoffnungen nicht streiten; ich bin überzeugt, daß in keines Mannes Hand Dein Glück so sicher geborgen wäre, als in Ulrich's. Ich schreibe ihm noch heute — gleich."

Eine Woche später wurde die Welt durch die Verlobungsanzeige der Gräfin Melitta mit dem Grafen Ulrich Dagot-Bohren überrascht.

Graf Ulrich blieb einige Wochen in der Stadt, das junge Paar machte die üblichen Visiten, besuchte Gesellschaften und zeigte sich im Theater. Es war der Gegenstand allgemeinster Beobachtung, doch war sein Benehmen so durchaus tadellos, ja mustergiltig, daß selbst die schärfste Kritik nichts daran auszusetzen fand. Man lobte die ritterliche Galanterie des Bräutigams nicht minder, als die freundliche Herzlichkeit, mit der die Braut sie entgegennahm, und sah in Beiden die Vornehmheit, die jedes Zeichen tieferer Leidenschaft vor den Augen müßiger Zuschauer verbirgt.

Nach vier Wochen reiste Graf Ulrich ab, um noch mancherlei bauliche Veränderungen und Erneuerungen in dem Bohrer Schlosse vor dem Einzug seiner jungen Herrin zu unternehmen.

Nach abermals vier Wochen waren in dem Dagot'schen Hause in der Lindenstraße die Vorhänge herabgelassen, die Möbel verhüllt, die Thüren geschlossen, die Familie war nach Hohensichte übersiedelt, woselbst schon im ersten Frühjahr die Hochzeit mit all' dem Glanz gefeiert werden sollte, der eines solchen Festes würdig war.

Joachim hatte den erbetenen Abschied und den ihm vorausgehenden Urlaub sofort erhalten. Er hatte sich in fieberhafter Aufregung danach gesehnt, der Beziehungen zu seinen Vorgesetzten und Kameraden enthoben zu sein, nachdem er sich mit einem Gewaltschritt über alle Gebote und Verbote seines Standes hinweggesetzt hatte. Doch als er nun den Offiziersrock abgelegt, fühlte er sich plötzlich wie ein logerissenes Blatt, das ziel- und haltlos im Winde taumelt.

Wohin sollte er sich wenden? Beschäftigungs- und brotlos zugleich, stand er völlig vereinsamt, die alten Freunde, Beziehungen, Gewohnheiten hatte er unwiederbringlich aufgegeben, die neuen widerten ihn an.

Als Haftner ihn eine Woche nach jenem entscheidenden Abend aufforderte, ihn wieder in die Arbeiterversammlung zu begleiten, lehnte er es kurz ab.

Haftner sah ihn erstaunt an. „Sie sind mit beiden Füßen, ohne Besinnen in die Aktion hineingesprungen, es wäre thöricht, wenn Sie sich jetzt zurückziehen wollten. Man wird Sie mit Jubel empfangen, und da Sie, wie es scheint, ein Redner sind, der Schlagworte zu verwenden versteht, so glaube ich, Ihnen könnte eine Wahl zum Abgeordneten nicht fehlen."

„Ich danke."

„Als solcher würden sich Ihnen mancherlei Bahnen eröffnen", fuhr Haftner fort, „außerdem giebt es dort Leute, die Ihnen zu einer Stellung verhelfen können, weisen Sie das nicht zurück, Sie brauchen Freunde, Menschen, die sich für Sie interessiren."

Joachim empfand die Mißbilligung, die aus Haftner's Ton klang. „Soll ich eine Kette gelöst haben, nur um mir eine neue zu schmieden?" rief er heftig, „ich will unabhängig, auf mich selbst gestellt sein."

„Und was denken Sie zu thun?" fragte Haftner.

„Ich werde mich literarisch beschäftigen, für Zeitungen schreiben, etwas dergleichen."

„So werden Sie doch Schritte dafür thun müssen. Vergessen Sie nicht, daß Sie nicht alleinstehen, sondern Pflichten für ein anderes Wesen haben."

„Ihnen scheint Therese zur Last zu sein, sagen Sie es nur —" Joachim stockte, denn ihm fiel ein, daß er keine andere Stätte für sie finden könnte.

„Sie wissen sehr gut, daß das nicht der Fall ist," entgegnete Hafter ruhig, „daß ich Sie nur daran erinnern wollte, daß es in Ihrer Lage nothwendig ist, schnell und energisch zu handeln."

Joachim sprang auf. „Sie haben recht, vollkommen recht, helfen Sie mir, rathen Sie mir, ich hoffe auf Ihren Beistand."

Haftner drückte die dargebotene Hand. „Ich will thun, was ich kann."

Auf irgend welche Hilfe von Seiten seiner Familie durfte Joachim nicht rechnen. Leo war, nachdem er seinen Brief erhalten, sofort zu ihm gestürzt, es hatte noch eine heftige Auseinandersetzung zwischen den Brüdern gegeben, die zu keinem andern Resultat als einem vollständigen Bruch geführt hatte. Leo hatte erklärt, es seiner militärischen Stellung und seinem Namen schuldig zu sein, sich ganz von Joachim zu lösen, um nicht auch die eigene Zukunft zu gefährden.

Aehnlich lautete der Brief seines Vaters, der als Antwort auf seine Mittheilung der von ihm gefaßten Entschlüsse einlief.

„Ich bin nicht ein Mann, der Worte macht, die er nicht hält," schrieb er, „es bleibt dabei, Du bist fortan nicht mehr mein Sohn; Der, welcher unsern Namen befleckt hat, gehört nicht mehr zu unserer Familie. Es wird ein Tag kommen, an dem Du schwer bereust, deß bin ich gewiß."

Dann erhielt er noch hier und da einen Brief von der Mutter oder den Schwestern, doch da diese stets voll Klagen und Vorwürfe waren, auch als Geheimniß gegenüber dem Vater behandelt wurden, fühlte sich Joachim durch sie immer nur von Neuem erregt und gepeinigt und hörte schließlich auf, sie zu beantworten.

Er schrieb einige Artikel über sociale und politische Fragen; sein schwungvoller Stil, das Feuer tiefer Erregung, das in jedem Satze brannte, wirkte, wenn auch nur von rein persönlichen Erlebnissen geschürt, doch zündend, so daß mehrere Zeitungen und Zeitschriften dieselben nicht nur gern annahmen, sondern Neues von ihm verlangten.

Das hob seine gedrückte Stimmung, schmeichelte seinem Selbstgefühl; er meinte nun den rechten Boden gefunden zu haben —: geistige Arbeit, das war es, was er erstrebt, ersehnt hatte, hier durfte er als Verkünder seiner Lebensanschauungen und Zukunftshoffnungen auftreten, hier seinen Idealen, die noch nicht Wirklichkeit geworden, im Worte Gestalt verleihen, sein Höchstes und Bestes der Menschheit geben. Wieviel in diesen gehobenen Empfindungen Selbsttäuschung war, wußte er kaum, mochte es sich wenigstens nicht eingestehen.

Er hielt jetzt auch seine materielle Existenz so weit gesichert, daß er Therese heirathen konnte. Sie selbst erklärte, sich freudig in jede Beschränkung fügen zu wollen. Sie war es ja kaum anders gewöhnt, und wenn der Haushalt in ihre Hand gegeben sei, würden sie sich zu Zweien sparsamer einrichten können, als Joachim allein es vermöchte.

Er arbeitete mit fieberhafter Hast; neben den viel begehrten Artikeln für Zeitschriften an einem größeren Werke, das die socialen Uebelstände und die Mittel zu ihrer Abhilfe behandelte. Unterdeß überließ er es Therese, mit Frau Haftners Beistand eine Wohnung zu besorgen, und wies jede Bitte, er möge sie selbst doch einmal sehen oder seinen Rath geben, damit zurück, daß er keine Zeit habe, Therese das auch sicher Alles besser verstehe, als er.

Dann kam der Hochzeitstag. Therese sah in dem schlichten weißen Kleide mit dem grünen Kranz in den Haaren sehr lieblich aus, und wie sie weinend und zitternd an Joachims Brust sank, tauchte die Erinnerung an jene Stunde in ihm auf, als sie dort in ihres Vaters Hause in seinen Armen gelegen und er ihr mit glühenden Worten versprochen hatte, sie zu retten, sie glücklich zu machen. Was hatte er bisher gethan, um sein Wort zu lösen?!

Er küßte sie und sagte gepreßt: „Komm, es ist Zeit, ich glaube, der Prediger wird warten."

(Fortsetzung folgt.)

— Vorsorgliche Frage. Dame: „Kommen Sie doch einmal zu unseren geselligen Abenden! Wir essen da zusammen und musiciren!" — Herr: „Gerne! Doch .... Sie entschuldigen, gnädige Frau — wie ist die Eintheilung? Wird dazwischen hinein musicirt oder dazwischen hinein gegessen?!"

Scott, der Bärentödter.

Etwa acht Meilen westlich von Cloverdale in Sonoma County, Californien, wohnt ein Mann Namens Sylvester Scott, der sich rühmt, mehr Bären erlegt zu haben, als irgend ein anderer Mann in den Ver. Staaten. Scott ist der Eigenthümer einer Viehweide, welche sich über 3000 Acker vom besten Weideland in Californien erstreckt, und er hat auf seinem Platze im Laufe der Jahre schon viele Rinder und Pferde großgezogen und verkauft. Als er sich auf seinem Besitzthum vor etwa 25 Jahren niederließ, mußte er die Erfahrung machen, daß es in jener Gegend sehr viele Bären gab, welche einen ungewöhnlichen Appetit für junge Pferde oder Rinder entwickelten. Die schlimmsten Kunden, mit denen er zu thun hatte, waren die Grizzlies oder grauen Bären. Dieselben wurden im Laufe der Zeit so frech und aufdringlich, daß Scott sich veranlaßt sah, sich eine gute Meute von Hunden anzuschaffen, um die Bären von seinen „Corrals" fernzuhalten. Er wurde ein Bärenjäger von Beruf und hat demselben im Laufe der langen Jahre gewiß keine Schande gethan.

Kürzlich wurde er von dem Berichterstatter einer Zeitung zur Rede gestellt, wie viele Bären er bereits um das Leben gebracht habe. „Soweit ich zurückdenken kann," erwiderte Scott, „habe ich im Bereich meiner Ranch nicht weniger als 385 Bären getödtet. Seit einiger Zeit habe ich es indessen aufgegeben, die von mir erlegten Bären zu zählen, und ihre Anzahl ist jedenfalls bedeutend höher. Außerdem habe ich einen stetigen Krieg gegen die californischen Löwen und Wildkatzen geführt, doch habe ich darüber niemals Aufzeichnungen gemacht. In acht Jahren erlegte ich durchschnittlich in jedem Jahr 44 Bären und vielleicht 10 oder 12 Panther. Die Bären waren gewöhnlich von der braunen oder schwarzen Art, doch befanden sich auch häufig unter ihnen die Grizzlies oder grauen Bären, mit denen nicht zu spaßen ist.

Der schlimmste Kampf, den ich je mit einem Bären durchmachen mußte, ereignete sich im Frühjahr 1871, etwa fünf Meilen westlich von meiner Wohnung. Seit etwa acht Jahren standen die Leute in der Umgegend in steter Angst vor einem riesigen Grizzly, der eine Unmasse Pferde, Rinder und Schafe bereits getödtet und aufgefressen hatte. Ich war dem Burschen schon seit mehrere Jahren nachgegangen, hatte jedoch niemals auf seine Spur treffen können. Andere Jäger waren insofern glücklicher gewesen, als sie Gelegenheit hatten, ihn zu sehen und einen Schuß auf ihn abfeuern zu können, er kam aber immer unverletzt davon. Endlich gelang es mir, mit meinen Jagdhunden auf seine Fährte zu stoßen. Er ließ sich willig stellen und biß sich mit meinen Hunden herum, bis ich in seine Nähe gerieth. Als er mich sah, bekümmerte er sich um die Hunde nicht weiter, trotzdem dieselben sich fest in sein Fell verbissen hatten, und kam mit weit geöffnetem Rachen mir entgegen. Ich wartete, bis er nur noch einige Fuß von mir entfernt war und sein glühender Odem aus seinem weit aufgesperrten Rachen mir beinahe in das Gesicht drang. Erst dann nahm ich mein Gewehr in Anschlag und feuerte. Mit dem ersten Schuß zerschmetterte ich ihm den Hirnschädel, so daß er todt zu Boden sank. Hätte ich noch einen Augenblick länger gewartet, dann wäre ich von ihm in Stücke gerissen worden. Ich ließ ihn später nach Hause bringen und fand, daß er 1500 Pfund wog."

Pfauenfedern.

In früheren Zeiten galten Pfauenfedern als eine der schönsten Zierden der Natur, und sogar das Pfauenfleisch wurde als eine große Delicatesse angesehen, welche schön braun gebraten und mit den weitausgebreiteten Schwanzfedern umgeben, auf den Tisch der vornehmsten und reichsten Leute kam. Auf keinem Geflügelhofe reicher Leute durften die Pfauen fehlen, und sogar Fürsten und Könige hegten für die bunten, „stolzen" Pfauen eine große Vorliebe. Besonders gesucht waren die Schwanzfedern.

Jede Frau bildete sich nicht wenig darauf ein, wenn sie auf ihrem Sonntagshute mehrere Pfauenfedern tragen konnte, und vollends stolz war sie, wenn sie sich im Besitze eines Fächers aus Pfauenfedern befand. Mit der Zeit, als es immer mehr Pfauen gab, wurden ihre Federn zu verschiedenen anderweitigen Schmuckgegenständen verwendet.

Elegante Kästchen wurden mit Tuch überzogen und dann mit einer dünnen Schicht Pfauenfedern überdeckt; Sophakissen, Stuhlsitze u. s. w. wurden mit solchen Federn bekleidet, ja sogar bei der Verzierung von Wänden, Gesimsen u. s. w. kamen sie zur Anwendung.

Dann kamen die Pfauenfedern wieder außer Mode. Ihre Eigenthümer, die früher auf ihren Besitz so stolz gewesen waren, rissen sie von ihren Hüten, Schmuckkästchen, Polsterstühlen u. s. w. herunter und warfen sie unter altes Gerümpel oder gar in das Aschenfaß. Heutzutage trägt Niemand mehr Verlangen darnach, sie als Schmuck zu benutzen.

Wie ist diese Abneigung gegen Pfauenfedern entstanden?

Es tauchte der Aberglaube auf, daß der Besitz von Pfauenfedern den Eigenthümern Unglück bringe. Der Aberglaube ist allerdings uralt, er war aber im Laufe der Zeit in Vergessenheit gerathen, bis auch er wieder einmal „Mode" wurde. Man kann sogar in den Ver. Staaten, die auf ihre Cultur und Bildung so stolz sind, die Wahrnehmung machen, daß die „oldest and best" vor Pfauenfedern eine förmliche Scheu haben. Jedenfalls hat die Nachfrage nach denselben ganz bedeutend nachgelassen. In den feinsten Modewaaren-Handlungen der größten Städte unseres Landes findet man jetzt fast niemals Schmucksachen, die aus Pfauenfedern hergestellt sind, und auch in anderer Beziehung scheint der „eitle Pfau" gänzlich in Vergessenheit gerathen zu sein. Es denkt heute kein Mensch daran, Pfauenbraten als Delicatesse zu betrachten, als solcher hat er seine Rolle in der Welt schon längst ausgespielt.

Wer jetzt noch Pfauenfedern in einer Handlung mit feinen Modewaaren kaufen will, findet sie dort überhaupt nicht vor oder kann sie doch zu einem äußerst niedrigen Preise haben. Man kann für 25, 50 oder 75 Cents einen ganzen Haufen derselben bekommen. Unter den Modedamen im Osten der Ver. Staaten geriethen die Pfauenfedern hauptsächlich durch die Kunde in Verruf, daß eine in Long Branch ansäßige reiche Familie, diejenige von Daniel Hobnot, „durch Pfauenfedern" in's Unglück gestürzt worden sei. Hobnot hatte im vorigen Sommer viele Pfauenfedern aus Europa mitgebracht und theilte seiner Familie lachend mit, welcher Aberglaube sich in Europa an den Besitz von Pfauenfedern hafte. In kurzer Zeit gerieth sein Haus in Gefahr, durch eine Feuersbrunst zerstört zu werden; sein Lieblingshund krepirte, und schließlich starb er selber, worauf ihm in kurzer Zeit seine Frau mit dem Tode nachfolgte. Dieses „abschreckende Beispiel" hat den Aberglauben an die „unglückbringenden" Pfauenfedern so verstärkt, daß sie jetzt gänzlich verpönt sind.

— Ueber die telegraphisch gemeldete in Amoy (China) erfolgte furchtbare Pulver-Explosion sind mit der letzten chinesischen Post ausführliche Mittheilungen eingetroffen. Der englische Konsul in Amoy schreibt u. A.: In dem Magazin befanden sich 400 Tons Pulver, die zugleich explodirten, wodurch fast alle Gebäude auf unserer Insel zerstört wurden. Was nicht durch die Explosion vernichtet wurde, fiel dem Feuer zum Opfer, das 9 Stunden wüthete, ehe es bewältigt werden konnte. Thüren und Fenster des Konsulats sind zerstört, und nicht eine einzige Decke ist heil geblieben. Ich befand mich in der Vorhalle, als die fürchterliche Explosion erfolgte und mich mit einem Schauer von Glassplittern überschüttete. In demselben Augenblicke sah ich dichte Rauchwolken aufsteigen, die vom heftigen Winde fortgetrieben wurden. Die Luft war vollständig verdunkelt. Der solide Fels, auf welchem unser Haus steht, wurde, obgleich das Magazin auf der anderen Seite des Hafens stand, wie durch ein Erdbeben erschüttert. Hunderte von Chinesen sind durch die Explosion um's Leben gekommen; die sich derselben am nächsten befanden, sind in Fetzen zerrissen. Alle Fenster in der ganzen Stadt sind zerbrochen. In dem Magazin soll seit dem Hiersein der Franzosen vor zwei Jahren ein ausnahmsweise großer Vorrath von Pulver gewesen sein. Alle Granaten und Bomben waren mit Eisenstücken gefüllt, die beim Umherfliegen viel Unheil angerichtet haben. Im Spital liegen viele Chinesen, welche hierdurch Verletzungen erhalten haben. Der Mandarin, welcher den Befehl über das Arsenal führte, sowie 48 Soldaten sind in Stücke zerrissen. — Ein anderer Bericht meldet: Das Magazin lag eine kurze Strecke von der Stadt Amoy und enthielt außer Pulver auch Dynamit, Zünder für Torpedos, Geschütze, Raketen und sonstiges Kriegsmaterial. Man nimmt an, daß der erst kürzlich auf seinen Posten gekommene Mandarin die leicht entzündlichen Stoffe hat bewegen oder in nachlässiger Weise behandeln lassen. Andere behaupten auch, die Soldaten hätten in der Nähe des Pulvers geraucht oder seien beim Trocknen desselben unvorsichtig verfahren. Der Schauplatz der Katastrophe bietet ein schreckliches Bild, überall verstümmelte Gliedmaßen, entwurzelte Bäume, zerstreute Trümmer. Die in Folge der Explosion ausgebrochene Feuersbrunst hat etwa 200 Gebäude zerstört, unter deren Trümmern bei Abgang der Post noch zahlreiche Leichen lagen.

— Aus Malaga wird betreffs der Ueberschwemmungen der „Fr. Z." folgendes Nähere mitgetheilt: Seit vielen Jahren hat diese Provinz einen solchen Regenfall nicht gesehen; der langanhaltende Regenguß vor den Erdbeben hat ein solches Anschwellen bestehender und eine solche Schaffung neuer Flüsse nicht gebildet. Die Stadt Malaga ist durch das Bett des Guadalmedina in zwei Theile getheilt, welche für den Fall von Ueberschwemmung durch eine Brücke und zwei Stege verbunden sind. Einer dieser letzteren ist abgesperrt, wenn das Wasser fließt, weil er baufällig ist; elf Monate im Jahre steht er offen, denn da geht man darunter durch; nur eben wenn er gebraucht wird, sperrt man ihn ab; eine lobenswerthe Vorsicht! Dieser Fluß Guadalmedina, dessen Bett ungefähr elf Monate im Jahre zur Abhaltung eines Trödelmarktes, zur Ruhestätte ländlicher Karren und Ochsen, zu Hinrichtungen und anderen Schauspielen dient, schwoll zu einem gefährlichen, reißenden und tosenden Strom an. Es war ein großartiger Anblick, das schlammige, erbsensuppenartige Wasser in wahren Sprüngen vorbeisausen zu sehen mit allerhand Treibholz, Geräth und sogar zwei armen Ochsen. Ungleich einem gewöhnlichen Fluß, dessen Boden geebnet und dem Strom angepaßt ist, sprangen hier die Wellen gelegentlich 8—9 Fuß in die Höhe, ohne daß man einen Grund dafür sah, und rasten dann eben weiter. Viel großartiger noch war die Anschwellung des Guadalhorce, der 5 Kilometer westlich von Malaga sich in's Meer ergießt, und dessen Thal die „Vega" von Malaga oder die berühmte fruchtbare Ebene, die nach dieser Stadt benannt ist, bildet. Der Guadalhorce trocknet auch im Sommer nicht aus, wenn er gleich so klein wird, daß man ihn mit zu den Knieen gezogenen Hosen durchwaten kann; sein Wasser wird nämlich reichlich zur Bewässerung der Pflanzungen abgelenkt. Dieser Tage nun wuchs dieser Fluß in solchem Maße an, daß er an einer Stelle beiläufig 5 Kilometer breit war und an allen Stellen die „Vega" überdeckte. Er wird dem Felde keinen besonderen Schaden gethan haben, da die Rebe und sonstige Pflanzen tiefe Wurzeln haben; nur hat er eine Brücke mitgenommen, die freilich schon seit Jahren von der Behörde als baufällig verboten war, aber dennoch von Behörde und Einwohnerschaft unausgesetzt benutzt wurde. Man that Alles an ihr, außer sie auszubessern, was um so unbegreiflicher ist, als sie die einzige Fahrstraße ist, welche Alhaurin, Coin und viele andere Orte mit dem Hafen ver[illegible] Diese Orte haben 10,000 und 1[illegible] Einwohner und bilden die hauptsächlichsten Bezugsquellen von Früchten zur Ausfuhr. Andere Häfen als Malaga sind von ihnen nicht erreichbar.

— Von einem sehr merkwürdigen chinesischen Selbstmordversuch berichtet das „N. Wiener Tagbl.": An einem der letzten Sonnabende wurde der im wiener orientalischen Museum angestellte 23jährige Diener Tschi-Ki, ein Sohn des „Reiches der Mitte", nach der psychiatrischen Abtheilung des Allgemeinen Krankenhauses gebracht, da derselbe Symptome des Irrsinns gezeigt hatte. Tschi-Ki, mit einem Zopf, der ihm bis zu den Füßen reicht, verhielt sich in den ersten Tagen verhältnißmäßig ruhig. Bemerkt sei, daß der Begleiter des geisteskranken Chinesen das Wärterpersonal auf die Gepflogenheit der Chinesen aufmerksam machte, sich an ihrem Zopfe zu erhängen — ein Nationalbrauch wie ein anderer; Chinesen haben's, die können's thun. In der That behielten die Wärter den Patienten besonders scharf im Auge. An einem Morgen begab sich Tschi-Ki auf einen Abort, in welchem sich eine Leiter befindet, die dem Wärterpersonal beim Anzünden des Gases dient. Der Geisteskranke bestieg die Leiter, knüpfte sein Zopfende an die oberste Sprosse derselben, nachdem er vorher aus der mittleren Partie seines Zopfes eine Schlinge gebildet und diese um seinen Hals gelegt hatte und erhängte sich in aller Form. Allein das Wärterpersonal war nicht umsonst gewarnt worden. Die Thüre wurde aufgerissen und der bereits todtenfahle Sohn des Himmlischen Reiches aus seiner Situation befreit. Hierauf wurde der Unglückliche, der bereits zu athmen aufgehört hatte, zum Bewußtsein zurückgebracht und in eine Zelle internirt, wo er förmlich zu toben anfing. Eine Morphiumdosis verschaffte ihm einigermaßen Ruhe.

— Mißverständniß. Trinker (liest): „Gestern stürzte bei der Hochzeit einer der Geladenen unversehens die vor dem Hause befindliche Treppe hinunter! .... Sakra, der muß a Bissel zu stark geladen gewesen sein!"

— Unnöthige Besorgniß. „Gnädige Frau, entschuldigen Sie, daß ich nur so kurze Zeit geblieben." — „O, Sie sind zu liebenswürdig."

D' Soldata, d' Soldata.

D' Soldata, 'd Soldata
Sind lustige Leut',
An dene hent d' Mädla
Ihr' Lust und ihr Freud'!

D' Soldata, d' Soldata
Sind d'ruf exerziart,
Daß jeder sei' Mädla
Spaziera 'nausfüahrt!

D' Soldata, d' Soldata
Hant aber koi' Geld;—
Für was wäret d' Mädla
Au' so'st auf der Welt!

D' Soldata, d' Soldata
Bei' Wei' und bei' Biar
Sind lustig, und d' Mädla
Die zahlet derfüar!

Paradiesleben.

Ich bin ein Bruder Studio
Und immer froh gesonnen;
Mir ist die Welt ein Paradies
Voll ungezählter Wonnen.

Ich singe mir ein lustig Lied
Und leere manchen Humpen,
Und sind die flüchtigen Gelder weg,
Thu' ich mir neue pumpen.

Ich liebe, wo ich lieben kann:
Und hält die Eine nicht Treue,
Mach' ich mich lachend auf den Weg
Und such' mir eine Neue.

Nur—die Kollegia hasse ich
Voll richtigem Verständniß........
Der alte Adam hat's mich gelehrt,
Zu fliehn den Baum der Erkenntniß!

Die Citrone.

In jenes Lebensbaumes Krone
Wächst jedem Menschen eine Citrone.
Der Zufriedene, der Sorgenhasser,
Preßt ihren Saft in klares Wasser
Und freut auf seinem sonnigen Pfade
Sich der erquickenden Limonade. —
Der Düstere ab, der immer Sorgende,
Den heute schon quält das Uebermorgende,
Dem das Erringen nur soll Gebot sein,
Der träufelt den Saft in seinen Rothwein,
Und schimpft dann noch ungeheuerlich,
Daß der theuerste Wein schmeckt säuerlich.

Alb. Roderich.

— Der gute Posten. — Ein zur Uebung eingezogener Landwehrmann geht in angeheitertem Zustande die Straße entlang, begegnet dem Divisionsgeneral und grüßt ihn nicht. General: „Sie, Wehrmann, wissen Sie nicht, wer ich bin?" — Landwehrmann: „Ne, det weeß ick nich!" — General: „Ich bin Ihr Divisionsgeneral, Excellenz von Zossow!" — Landwehrmann (ihm gemüthlich auf die Achsel klopfend): „Den Posten halten Sie man feste: der is jut, den kriegt man nich alle Dage!"

— Boshaft. „Guten Tag, Fräulein Tini! Sie gehen wohl nach dem Skating-Rink? Schade, daß ich Sie nicht begleiten darf — ich kann leider nicht Schlittschuh laufen!" — Frl. Tini: „Das ist für Sie doch kein Hinderniß! Sowie Sie nur erst dort sind und die Masse hübscher Mädchen skäten sehen, dann bin ich sicher, werden Sie ihnen schon nachlaufen!"

— Unterschied. Fremder: „Kellnerin, was haben Sie zum Essen?" — Kellnerin: „Es giebt einen Rindsbrat'n und einen Rostbrat'n." — Fremder: „Sag'n Sie mir, was sein für ein Unterschied zwischen Rindsbraten und Rostbraten?" — Kellnerin: „Ja, wissen S', 'n Rindsbrat'n können S' gleich hab'n, aber auf'n Rostbrat'n müssen S' warten!"

— Schlimme Bevorzugung. — „Na, Auguste, wie gefällt Dir denn das Dienen?" — „O, es gefiele mir ganz gut, wenn die Herrschaft mich nicht gerade so behandelte, als gehörte ich zur Familie!" — „Ei, das ist ja schön! Da solltest Du froh sein!" — „So, meinst Du, es ist schön, wenn der Herr Dich schilt und schlägt, als wärst Du ein's von seinen Kindern!"

— Ein neuer Fluß. Lehrer: „Nun, Meierstein, welches sind die größten Flüsse Rußlands?" — Meierstein: „Die Wolga, die Achse...." — Lehrer: „Die Achse? Wie kommst Du darauf?" — Meierstein: „Hat doch gesagt mein Vater, die Waare, was nicht geht auf der Wolga von Kosan nach Nishnij, das geht auf der Achse."

— Dienst und Gegendienst. „Es schneit draußen, mein Fräulein, darf ich Ihnen beim Nachhausegehen meinen Schirm anbieten?" — „O ich danke, wir fahren in unserem Wagen nach Hause." — „Darf ich dann vielleicht Ihren Wagen mitbenutzen....ich habe nämlich meinen Schirm zu Hause vergessen."

— Vom Balle. „Aber Emmy, da geht ja eben der neue Assessor von Dir weg — wie kann man einem Herrn einen Korb geben — in Deinem Alter!" — „Weißt Du denn auch, Mama, was der Mensch mich gefragt hat? Er nahm mich, ich weiß nicht für wen, und fragte, ob mein Fräulein Tochter noch einen Tanz frei hätte?!"

— Trost. — Er: „..Geh' mir mit Deinen Mädchen; Jungen sind mir viel lieber. Denke Dir nur so ein paar stramme Gymnasiasten. Wahrer Staat! Die Mädchen aber, die bleiben am Ende gar noch sitzen!" — „Laß' mich aus — das thun die Gymnasiasten auch!"

— Der Blumenfreund. „Ach die Blumen sind doch die herrlichsten Geschöpfe der Natur! Sie sind wohl auch ein großer Liebhaber von Blumen, Herr Schluckmann?" — Herr Schluckmann: „Ja wohl, Madame, namentlich Moselblümchen!"

— Gegen den Respekt. „Wahrhaftig, Baronin, Sie sehen meiner verstorbenen Schwester auffallend ähnlich." — „Durchlaucht geruhen zu scherzen; so etwas würde ich mich nie unterfangen."

— Vom Katheder. Professor der Chemie: „....Wenn wir nun fragen, welche Säure werden wir nehmen, so weiß ich, ein Jeder von Ihnen hat Salpetersäure auf der Zunge!"

— Ein guter Magen. „Haben Sie das Schächtelchen Pillen eingenommen?" — „Jawohl, Herr Doktor, aber ich fühl' noch keine Wirkung; vielleicht ist der Deckel vom Schachterl noch nicht losgegangen."

— Zweckmäßig. „Warum gehen Sie denn mit Ihrer Braut immer auf den Bahnhof?" — „Ganz einfach, da kann man sich ungestört küssen, denn die Leute denken, man nimmt Abschied."

— Milderungsgrund.—Richter: „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung beizufügen?" — Angeklagter: „I' bitt' bei der Strafausmessung zu berücksichtigen, daß i' scho' als kleiner Bub' nix nutz war!"

— Unentbehrlich. „Hören Sie, Herr Uhrmachermeister, meine Uhr steht schon das ganze Jahr, und ich hätte sie schon längst hergebracht, aber ich konnte sie nicht gut entbehren!"

— Knubbe: Du, die alte, eifersüchtige K. hat jetzt den Nachtwächter in ihrem Revier geheirathet.—Rauke: Na, dem kann sie doch nicht, wie ihrem ersten Manne, den Hausschlüssel vorenthalten.